

Schluss.

Es bleiben nun noch zwei Jahre ruhiger, aber ausserordentlich glücklicher Häuslichkeit zu schildern. Die italienische Reise war, bis auf einige Tage in Leipzig, das letzte Mal, dass Fanny das Haus und den Garten verliess.

Es war ein wunderschöner und sehr früher Frühling 1846 und Fanny genoss ihn mit vollen Zügen. Schon Anfang März war vollständiger Sommer, am 17ten März blühten die Mandeln und Ende April schreibt sie: „Jetzt schon den vollen Sommer im Garten zu haben, die Obstbäume abgeblüht, Flieder und Kastanien in Pracht, das ist ganz etwas Seltenes. Mir thut dieser Frühling unbeschreiblich wohl, ich fühle mich wie neugeboren und genieße die Herrlichkeit unseres Gartens, der immer schöner wird, wie ein Glück, das uns stets zu entschlüpfen im Begriff steht. Auch haben wir im Winter genug in der Wohnung zu leiden, so dass uns wohl eine Entschädigung zu gönnen ist. Die Musiken haben wieder angefangen und es ist ein paar Mal recht hübsch gelungen. Der Gartensaal in dieser Jahreszeit giebt ihnen wirklich einen eigenthümlichen Charakter. Es wird mir doch sehr ernsthaft zu Muth, wenn ich ein Paar Jahre weiter blicke und eine gänzliche Umgestaltung aller Verhältnisse kommen sehe. Unser näherer Umgang hat sich auch wieder etwas rekrutirt. Jakoby's sind mir ein überaus angenehmer Gewinn; sein überlegener Geist zeigt sich in jeder Art, und da er uns gern zu haben scheint,

benimmt er sich gegen uns auf's Liebenswertigste; unter Anderm kann man nicht mit mehr Verständniss Musik hören, als er. Ein anderer, sehr angenehmer Umgang für die Musik ist Herr von Keudell*), der so Musik hört, wie ich es seit Gounod und Dugasseau nicht wieder gefunden habe, und dabei vortrefflich spielt, überhaupt ein sehr lebhafter und liebenswürdiger Mensch. Behr, Borchardt und andere junge Leute machen unsern Kreis jetzt frischer und angenehmer, als er lange war. — “**)

R. v. Keudell war um diese Zeit bei Hensels eingeführt worden und gehörte bald zu den intimsten Hausfreunden und es verging selten ein Tag, wo er nicht auf ein Stündchen vorschickte, etwas musicirte, oder den Abend bei ihnen zubrachte. Auf Fanny Hensel wirkte dieser tüchtige Musiker sehr anregend. „Keudell“, schreibt sie Ende Juli 1846, „erhält mich, was das Musikmachen anbetrifft, sehr in Athem und in beständiger Thätigkeit, wie früher Gounod. Er sieht mit äusserstem Interesse, was ich irgend Neues schreibe und macht mich aufmerksam, wenn irgendwo etwas fehlt und in der Regel hat er Recht!“ Es befiel ihn eine ernste Krankheit, während deren er die beste Pflege durch Hensels hatte. Am Schluss seiner Krankheit bemerkt Fanny im Tagebuch: „Ich kann wohl sagen, ich habe ihn sehr vermisst, sein musikalischer Umgang hat mir an allen Ecken und Enden gefehlt. Man kann kein wohlwollenderer und zugleich strengerer, aufmerksamerer Kritiker sein, er hat mir stets die allerbesten Rathschläge gegeben. —“

Sein Zureden war auch wohl für sie bestimmend bei dem Entschluss, der jetzt zur Ausführung kam, Mehreres herauszugeben. Schon in viel früherer Zeit war wiederholt davon die Rede, wie Theil II. Seite 37 erwähnt wurde. Jetzt machten ihr zwei konkurrirende Berliner Verleger so glänzende Aner-

*) Der jetzige Botschafter in Rom,

***) Eine andre Epoche machende musikalische Erscheinung in dieser Zeit war Jenny Lind, die häufig das Henselsche Haus besuchte und namentlich mit Felixens sehr befreundet war.

bietungen, dass sie sich dazu entschloss, eine Auswahl zu treffen. Sie war übrigens weit entfernt davon, dies Unternehmen sehr ausdehnen zu wollen, obgleich die Verleger ihr gern recht viel abgenommen hätten, denn bei ihrem musikalischen Ruf in Berlin und dem Weltruf ihres Bruders wurden sehr gute Geschäfte mit den herausgekommenen Heften gemacht. Einstweilen freute sie sich, ihre besten Sachen erschienen zu sehen und hat auch in der kurzen Zeit, die ihr noch zu leben vergönnt war, nichts als Freude von ihrer Autorlaufbahn gehabt. — Felix hatte seine Ansicht über das Publiciren nicht geändert und es ging ihm etwas „gegen den Strich“, wie er erfuhr, dass sie sich dazu entschlossen. Lange liess er nichts darüber verlauten, so dass Fanny schon etwas verstimmt zu werden anfang, bis sich am 14ten August folgende Notiz im Tagebuch findet: „Endlich hat mir Felix geschrieben und mir auf sehr liebenswürdige Weise seinen Handwerkssegens ertheilt; weiss ich auch, dass es ihm eigentlich im Herzen nicht recht ist, so freut mich doch, dass er endlich ein freundliches Wort mir darüber gegönnt!“

Der betreffende Brief lautet folgendermassen:

Leipzig, den 12ten August 1846.

„Mein liebster Fenchel, erst heut, kurz vor meiner Abreise, komme ich Rabenbruder dazu, Dir für Deinen lieben Brief zu danken und Dir meinen Handwerkssegens zu geben zu Deinem Entschluss, Dich auch unter unsere Zunft zu begeben. Hiermit ertheile ich ihn Dir, Fenchel, und mögest Du Vergnügen und Freude daran haben, dass Du den Andern so viel Freude und Genuss bereitest, und mögest Du nur Autor-Plaisirs und gar keine Autor-Misere kennen lernen, und möge das Publikum Dich nur mit Rosen, und niemals mit Sand bewerfen, und möge die Druckerschwärze Dir niemals drückend und schwarz erscheinen, — eigentlich glaube ich, an alle dem ist gar kein Zweifel denkbar. Warum wünsche ich Dir's also erst? Es ist nur so von Zunft wegen, und damit ich auch meinen Segens dazu gegeben haben möge, wie hierdurch geschieht.

Der Tafelschneidergeselle

(L. S.)

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

P. S. Herr von Keudell, der neulich hier war, hat mir sehr gut gefallen, und wird Dir wohl von der musikalischen Soirée erzählt haben, in der er uns begriffen fand, wo die Clarinett abermals das leichte Trio von Mozart nicht ganz im Takt richtig herausbrachte. O Famine! —

Gedankenspaß.

Warum machst Du an einem Deiner Sonntage des nächsten Jahres nicht einmal Musik mit Begleitung von Blaseinstrumenten? Ein Quintett von Mozart, ein dito von Spohr, ein dito von Beethoven würde sich schön ausnehmen, von Deinen seelenvollen Fingern fürgetragen. Diese Idee gebe ich Dir nur unter die Hand, denn ich habe sie noch Niemand Anderm unter den Fuss gegeben, indem ich sie selbst einmal ausführen will.

~~~~~

Die Amme war sehr liebenswürdig\*) und als sie die Treppe hinunterging, und sagte: *tanti baci a Fiora*, und dabei zu weinen anfang, hätte ich beinahe mitgeweint. Sie hat hier zu Mittag gegessen, und ich habe sie dabei italiänisch unterhalten, so dass sie kaum einen Bissen hinunterbringen konnte. Warum schreibt aber Dirichlet niemals einem Schwager solche Briefe wie er per Amme an Ohm schrieb (Du siehst, ich habe Alles gelesen!) Ich habe sie an einen Eisenbahn-Offizianten empfohlen und ihr ein Billet-doux an die Post in Reichenbach „in die Hand gestopft“, wie Cécile sich ausdrückt. — Dieser ganze Passus ist an Beckchen, wie ich eben bemerke, aber es schadet nichts; Ihr seid und bleibt die Fischottern, was ich unter Anderm daher weiss, weil Cécile jetzt plötzlich die Flegeljahre mit Plaisir liest, und ich Euch da alle Tage auf dem Tisch liegen sehe.\*\*) Aber genug! Grüss mir Paul, der uns unglaubliche Freude mit seinem Besuch gemacht hat! So Gott will, sehe ich Euch im Herbst, und froh und vergnügt! —“

\*) Die Dirichlet'sche Amme wurde nach Italien zurückgeschickt.

\*\*) Siehe Theil I. Seite 228.

Aus einem Brief von Rebecka an Cécile.

Berlin, 14ten August 46.

„Diesmal will ich aber nichts als mich bedanken für die freundliche Aufnahme, die Ihr der Amme habt zu Theil werden lassen, das war ihr gewiss eine sehr unerwartete Freude, Euch noch einmal zu sehn, denn man hatte ihr gesagt, es wäre in Leipzig kein Augenblick Aufenthalt möglich. Alles was Post und Eisenbahnen betrifft, schwebt bei uns in räthselhaftem Dunkel. Wir haben Alle die gute Amme recht ungern gehen sehn, sie war so angenehm um sich zu leiden, und wie selten das ist, die *entourage* eines Kindes gern zu haben, das wirst Du wohl aus Erfahrung wissen, liebe Cécile, und diese war dem Kinde und uns Allen so sehr anhänglich, und durch ihre Isolirung von den andern Domestiken schon mehr an uns gebunden, und die Sprache und die Erinnerung an Italien, es ist recht Schade, dass ich sie nicht länger behalten konnte; das Beste bei der Veränderung ist, dass die Kleine sich jetzt mit mir sehr befreundet.

Was sagst Du aber zu dem göttlichen Sommer? Ich bedaure nur, dass Du ihn in der Stadt Leipzig zubringen musst; ich bin mit meiner Landwohnung in der Stadt sehr zufrieden, der Garten ist über alle Vorstellung schön, und ich habe mich besser erholt, als ich es nach dem letzten Winter vermuthen konnte. Nächst sehr vielem Karlsbader und der schönen Luft, glaub' ich, thut auch das heitere Zusammenleben mit Fanny viel dazu. Du hast ja selbst einmal geschrieben, wir müssten zusammen sein und Du hattest sehr Recht.

Eben spielt Fanny unter mir das Lerchenlied von Felix ganz langsam, und so oft, dass ich neugierig sie an's Fenster rief, um zu fragen, was die Bewegung bedeute, und es findet sich, dass sie Sebastian — den Bass einstudirt, dessen mächtige Stimme ich aber nicht gehört habe. Ist das nicht sehr komisch, dass Fanny schon einen Basssohn hat?

Seid nochmals sehr bedankt für Diner, und italiänische Unterhaltung und Brief und Billet-doux und dass Felix beinahe mitgeweint hätte, ich hab's wirklich gethan — und für Alles. — — —“

Fanny an Cécile.

Herbst 1846 (ohne Datum).

„— Wie sehr bedaure ich Dich, dass Du diesen göttlichsten aller Sommer in der Stadt hast zubringen müssen, wir haben ihn in unserm Garten so genossen, wie ich mich es noch kaum von irgend einer Zeit meines Lebens erinnere, und ich hätte wahrlich zu jedem Augenblicke meines Lebens sagen mögen: „Verweile noch\*), du bist so schön!“ — Darüber ist denn aber doch sachte der Herbst herangekommen, und schöne Tage werden von kühlen Morgen und Abenden eingeschlossen. Ich hätte es Dir recht gewünscht, dies ruhig vergnügliche Leben mit uns zu theilen; was Du von Magerkeit und Appetitlosigkeit schreibst, gefällt mir gar nicht, Beckchen ist hier so prächtig aufgegangen, und bis auf einige unwohle Tage in der vorigen Woche über Hoffen den ganzen Sommer frisch und munter gewesen, und so hätten wir Dich auch heranfüttern können. Nebenbei thut es mir immer so leid, dass Ihr doch auch gar keinen Genuss von dem Garten habt, da Ihr doch die Hauslasten mittragt. Wie mich der Garten in diesem Sommer beglückt hat, das kann ich gar nicht sagen. Unsere ganze Lebensart hängt so sehr mit dieser Lokalität zusammen, dass ich wirklich mit Schrecken daran denke, einmal wo anders unterkriechen zu müssen.“

Felix war, als er den zuletzt mitgetheilten Brief schrieb, im Begriff, nach England abzureisen, wo in Birmingham der Elias zum ersten Mal aufgeführt werden sollte. Die Composition dieses Oratoriums hatte ihn das ganze Jahr hindurch unausgesetzt beschäftigt. Mit welchem Ernst und mit welcher Gründlichkeit er sich den Text zusammenstellte, sehen wir unter Andern aus den Briefen an Schubring vom 23sten Mai 46 und aus dem nach dem grossen Erfolg in Birmingham geschriebenen an Bendemann, vom 9ten November 46. Die Aufführungen von Oedipus und Athalia machten, zu Fannys grosser Freude, seine öftere Anwesenheit in Berlin nothwendig.

\*) In Goethes Faust lautet dies geflügelte Wort“ zweimal „Verweile doch!“ du bist so schön“ —

Im Juni aber hatte er eine sehr lustige Reise an den Rhein gemacht, wo das Pfingstfest in Aachen, das Frohnleichnamsfest in Lüttich und das grosse Männer-Gesangsfest in Köln schnell auf einander folgten. Er hatte für Lüttich ein *Lauda Sion* für Chor, Solo und Orchester, für das deutsch-flämische Sängerkongress in Köln einen Festgesang „An die Künstler“ componirt, zu den Schiller'schen Worten: „Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben, — Bewahret sie“ etc. Zurückgekehrt nach Leipzig, schrieb er über diese Rhein- und Holland-Reise:

Leipzig, d. 27sten Juni 1846.

Liebe Fanny!

„— Wer solchen Beschwörungsmitteln, wie Du sie angewendet hast, um mich zu einem langen Brief zu bringen, widerstehn kann, der muss der Satan selbst sein oder der Kuckuk. Also wird grosses Format genommen und geschrieben, obwohl mir eigentlich das Feuer so arg auf den Nägeln brennt, wie noch nie; denn ein ungeheuer grosses Stück vom Elias ist noch aufzuschreiben und in England probiren sie schon am ersten Theil, und erst heut früh ist Spohr von hier abgereist, den wir alle Mittag und alle Abend beleben mussten und der wenig Tage nach meiner Ankunft hier ankam, dem wir ein Konzert mit seinen Kompositionen im Gewandhaus gaben, mit dem alle Trios, Quartette und Doppelquartette durchgespielt wurden, der mir immer eine liebe, willkommene und erquickliche Erscheinung ist, der aber diesmal noch dazu beitrug, meinen Kopf ganz schwindlich drehend zu machen — da es um mich so endlos und unordentlich aussieht, wie in dieser Periode (die ich aber gern zu Ende bringen möchte), da ich nach der Rheinreise eigentlich erst acht Tage hätte ausruhen müssen, statt neue Festivitäten zu erleben und anzuordnen — und nun soll ich noch dazu einen langen Brief schreiben. Das miss Dir aber selbst zu, Fenchel, wenn er konfus und dumm wird, ich bin auch gerade so; aber diese vier Seiten schreibe ich voll, das schwöre ich bei meinem

Bart; und wenn das geschehen ist — von morgen früh an — schliesse ich mich ein und muckse nicht eher wieder, als bis der Elias fertig ist, was aber noch gute drei Wochen dauern kann, das schwöre ich auch bei meinem Bart.

Du willst etwas vom Rhein her wissen; nun ist aber das Malheur, dass sich Cécile's Brief, in dem sie auf meine Bitte meine sehr ausführlichen Reiseberichte an Paul mittheilte, mit Deinem gekreuzt hat und dass ich nun unmöglich herauskriegen kann, was Du weisst und was Du nicht weisst. Das Beste wird sein, ich schreibe lauter Sachen, die Cécile nicht geschrieben haben kann und die Du nicht wissen kannst — denn die Auswahl habe ich allerdings. So gefropft volle drei Wochen, wie die waren, habe ich noch nicht erlebt, immer um Mitternacht oder ein Uhr in's Bett und gegen sechs wieder heraus, und von ein halb sieben Uhr ging der Trouble wieder los und dauerte bis Mitternacht oder ein Uhr. Die Hauptsache in Aachen bleibt doch, dass der Marquis von Sassenay und der Bürgermeister Nellesen Alles aufgebieten haben, um mir Milchreis kochen zu lassen (weil die Lind gesagt hatte, den äss' ich gern), dass es ihnen aber nicht gelang, weil ihre französischen Köche immer was Anderes, Feineres daraus machten, was aber kein Milchreis war. Dann nahm ich einmal ein Bad, und als ich drin sass, merkte ich, dass es Aachener warmes Wasser war, und davon wurde ich so dämelig, dass ich den ganzen Tag nahe am Einschlafen war. Ein Franzose aus Paris fragte am Sonntag: *Qu'est-ce qu'elle chante ce soir, Mlle. Lind?* Darauf sagte ich: *La création.* Darauf fuhr er mich an und sagte: *Comment peut-elle chanter la création? La dernière fois que j'ai entendu chanter la création en France c'était une basse-taille qui la chantait!* — Die Chöre gingen aber wirklich sehr schön, und wenn Paul die Lind im Alexanderfest die beiden ersten Arien hätte singen hören, so hätte er wieder geklatscht, wie damals im Konzert. Onslow hat sich mal wieder meinen Taktstock ausgebeten, und ich musste etwas darauf schreiben, dann hat er seinerseits einen Artikel in die französischen Journale geschrieben und sein Portrait in Gips im *grand monarque* für mich deponirt,

damit ich es hier vervielfältigen lasse und seinen Freunden Gelegenheit gebe, es bei Kistner zu bekommen. Kyllmann war wieder der Alte, Liebenswürdige, Unveränderte. In dessen Haus brachte ich einen vergnügten Tag zu und dachte an die Zeit, wo wir da mit den Eltern waren. Gott sei Lob und Dank, dass so ein Paar gute, liebe Menschen unverändert dieselben bleiben ihr Lebelang! Es sind deren wenig genug, aber wenn auch! Am Sonnabend vor Pfingsten war erst Simrock eine Stunde bei mir, wegen Elias, dann um acht fing die Probe an und dauerte bis halb zwei; um zwei war ein grosses Diner, wo ich sein musste, das dauerte bis halb fünf, um fünf fing die Generalprobe der Schöpfung an, die dauerte bis gegen neun, um neuu war ich bei dem schwedischen Professor Geyer (Du erinnerst Dich von Lindblad her), da wurde ein wenig musiziert, ich spielte die Cis-moll-Sonate, Lieder ohne Worte etc. etc. — Und nach Aachen kam Düsseldorf, da brachten sie mir zwei Ständchen, weil die beiden Liedertafeln, die dort sind, einander so sehr hassen, dass sie nicht zusammen singen wollten. Bei Düsseldorf wird's mir ernsthaft zu Muth, denn allerdings schmeckten die Paar Tage meines Aufenthalts dort etwas bitter nach Vergangenheit. Dazu kam, dass Rietz, von den dortigen Musikern gekränkt, verhetzt, maltraitirt, nun entschieden fort will, und dass ich auch hoffe, es wird dazu kommen, dass einige der frühern, lustigen Kumpane wirklich recht verändert sind, und dass nur wenige ganz dieselben geblieben. Dass unter den letzten Hildebrand ist, brauch ich nicht erst zu sagen; auch Lessing, der nach wie vor eiserp fleissig und rastlos arbeitet, und ausserdem still vor sich hin bleibt. Hasenclever's sahen sehr nett zusammen aus, ich meine, sie hätten sich Beide zu ihrem Vortheil geändert. Rietz's Konzert war sehr voll, aber auch das hatte einen Anstrich, der mir garnicht wohlgefiel, — nicht gemüthlich, nicht heimisch und auch nicht vornehm und nicht ordentlich. Zum Glück kam darauf der schöne halbe Tag bei Kyllmann, wo wir auf seinem neuen Erard rasend musizirten, und dann die Wittve Cliquot eine gute Frau sein liessen. *A propos*, das ist ein Hauptresultat

meiner Reise; ich kriege alle Jahr zwei Dutzend Flaschen von dieser Wittve — das will was sagen! Wieso? Das erkläre ich Dir mündlich. Abends war ich wieder in Cöln, andern Tags in Lüttich; von den Orbans hat Cécile gewiss Alles geschrieben; auch von dem Fackelzug mit meiner Meeresstille, und mit dem deutschen Lied: „O Belgique!“ —

Dass ich nicht dirigirte, geht sehr natürlich zu: ich kam eine Viertelstunde vor der Generalprobe an und hatte nie daran gedacht, dort auch wieder Takt zu schlagen, nun stürmten sie Alle zwar sehr auf mich ein, aber ich war zum Zuhören gekommen und blieb meinem Plane treu. Zudem waren die Mittel, die ihnen die Bischöfe zugestanden hatten, höchst mangelhaft, und damit wäre auch in der einen Probe gar nichts zu machen gewesen. Statt dessen habe ich mich beim Zuhören sehr gut amüsirt und kann mir jetzt doch ganz genau vorstellen, wie mein *Lauda Sion* bei guter Aufführung klingen müsste. Einiges daraus hätte Dir gefallen, glaub' ich, und ich freue mich darauf, es Dir vorzuspielen. Auf der Rückreise war Diner in Düren bei Wergifosse, und Frau Iven sang Lieder vor Abgang der Eisenbahn. Wenn da Dirichlet's die Ohren nicht geklungen haben, dann bekommen sie nie Ohrenklingen. Abends war in Cöln die erste Probe auf dem Gürzenich, wo ich meinen Schiller'schen Festgesang zum ersten Mal hörte und dirigirte. Er klingt recht flott. Andern Tages kamen die Zweitausend an. Wie das klingt? Nicht schärfer stark, als jeder andere Chor (und darüber wundern die Leute sich immer), aber an dem gewissen Schwirren und Sausen merkt es jedes geübte Ohr — gerade so wie dreissig Geigen nicht gerade stärker als zehn, aber anders, eindringlicher, massenhafter klingen. Ich habe grosse Freude gehabt. Und Seydlitz's (die Tochter und Wittve von Verkenius, Du weisst doch), wo ich wohnte, waren gar zu lieb und freundlich. Und dann machte mir's auch einen sehr tiefen, freudigen Eindruck, dass die Leute in Deutschland mir so viel Ehre anthaten und mir so viel Freundlichkeit erwiesen; wo ich mich nur sehen liess, fast in den ganzen drei Wochen, aber am meisten während dieser Kölner Tage, waren sie lustig und jubelten, und wie die grosse

Mehrzahl von den zweitausend Sängern mein Volkslied auswendig anstimmten, war mir's auch eine sehr frohe Empfindung, und machte mir gar zu grosse Freude! davon kann ich Dir mündlich noch manche lustige Momente erzählen, geschrieben nimmt sich dergleichen gar zu wenig aus. —“

Unterdessen war auch der Elias seiner Vollendung nahe gerückt; er wurde am 25. August 1846 zum ersten Mal in Birmingham aufgeführt. Felix berichtet darüber in zwei veröffentlichten Briefen an Paul und Mme. Frege in Leipzig.

Von den Anstrengungen dieses Sommers erholte er sich in der gewohnten Weise schnell durch Ruhe. Er schreibt am 29sten September, gleich nach der Rückkehr nach Leipzig, an Fanny:

„Ich kann mich bis jetzt noch weder zu einer Reise, noch zu irgend etwas Anderem entschliessen, sondern vegetire wie ein Strauch nach dem angestregten Sommer und dem vielen Hin- und Herreisen. Seit ich bei der Ankunft auf den ersten Blick hier Alles wohl und munter fand, thue ich den ganzen, lieben, langen Tag nichts als Essen, Spazierengehn und Schlafen, und habe noch immer nicht genug an allen dreien. Ich sollte den Elias nun zur Herausgabe fertig machen, sollte die Stimmen nach Bonn schicken, den deutschen Text darunter legen lassen, damit eine Aufführung hier zu Lande recht bald möglich werde, aber wie gesagt, erst muss ich noch ein bisschen müssig gehn. Eigentlich faullenze ich schon seit dem Moment, wo der letzte Ton in der *town-hall* gespielt und gesungen worden war. Ich sollte nach Manchester zu zwei Concerten kommen, ich that's aber nicht und ging nach London, wo mein einziges, wichtiges, wahres Geschäft, ein *fishdinner* bei Lovegrove in Blackwall war, dann blieb ich wieder vier Tage in Ramsgate, um Seeluft zu trinken und Krabben zu essen, und mit den Benecke's mir gütlich zu thun, wie in London mit den Klingemann's, dann blieb ich in Ostende einen Tag, weil ich schläferig war, dann blieb ich einen Tag in Cöln bei den Seydlitzen's, weil ich zu müde war. Dann blieb ich vier Tage in Horehheim; da führte mich Onkel in der Mittagshitze durch die Weinberge, anderthalb Stunden lang, und lief so, dass ich

immer sagen wollte, ich könne nicht mitkommen. Ich schämte mich aber und stopfte mir den Mund mit blauen, warmen Trauben. Dann blieb ich einen Tag in Frankfurt wegen Ermüdung, und seit ich nun hier bin, ruhe ich mich aus. —“

Ganz still, recht als Kontrast zu diesem bewegten Leben des Bruders, verfloß der Sommer für Fanny. Aber sie fühlte sich so glücklich, wie selten in ihrem Leben, und giebt dem in ihrem Tagebuch bei jeder Gelegenheit Worte. So am 14ten August: „Die unendliche Behaglichkeit, die mich diesen Sommer durchweht, dauert fort, sowie der wunderschöne Sommer selbst, dessen gleichen Keiner von uns erlebt hat. Diese Stimmung droht mich egoistisch zu machen, weil ich durchaus nicht Lust habe, mich durch fremdes Leid in meinem innern Behagen stören zu lassen, und darüber mit Wilhelm streite, der leider von seinem Uebelbefinden im Frühjahr eine nervöse Reizbarkeit übrig behalten hat, die ihn krank macht bei jedem Verdross, bei jedem Mitleiden, wozu sich denn verschiedener Anlass gefunden. Doch thut ihm auch der warme Sommer sehr gut, indessen es hat, was er selbst auch mit Bedauern fühlt, seine Elastizität im Arbeiten sehr nachgelassen. Ich bin übrigens fortwährend fleissig und fühle, dass mir Manches gelingt, und das, verbunden mit dem wunderbar herrlichsten Sommer, macht mich so innerlich und äusserlich zufrieden und beglückt, wie ich vielleicht nie, ausser kurze Zeit während unseres ersten Aufenthalts in Rom, gewesen.“



Während des Winters hatte sich Fanny Hensel, ermuthigt durch das Gelingen vieler Sachen, die sie komponirt hatte, an eine grössere Arbeit, ein Trio für Klavier, Violine und Violoncell, gemacht, welches am 11ten April (Rebecka's Geburtstag) zum Anfang der Sonntagsmusiken gegeben wurde und allgemein gefiel. Der Tag war ein sehr lebhaft bewegter: der vereinigte Landtag war eröffnet worden. Die letzten Seiten des Tagebuchs sind voll von Notizen über dies Ereigniss. Fanny

war entschieden auf der Seite der Opposition. „Nun ist die Politik für die nächste Zeit Alleinherrscherin, alles Andere wird unmöglich sein“, schreibt sie. Fortdauernd aber blieb das Gefühl des Beglücktseins, der vollen Zufriedenheit. Eine der letzten Aufzeichnungen spricht das noch aus: „Gestern war der erste Frühlingshauch in der Luft. Es war ein anhaltender Winter, viel Schnee und Kälte, allgemeine Theuerung und Noth, eigentlich ein leidenvoller Winter. Wie kann man nur verdienen, zu den so wenigen Glücklichen in der Welt zu gehören! Wenigstens fühle ich es lebhaft und dankbar, und wenn ich des Morgens mit Wilhelm gefrühstückt habe und dann Jeder an seine Arbeit geht, da empfinde ich mich mit wahrer Rührung glücklich, wenn ich an den kommenden Tag denke, und an den vergangenen.“



Mitte Mai 1847 hatte sie wieder einen Anfall ihres Nasenblutens gehabt, der aber diesmal durch ein neu angewendetes Mittel gestillt wurde. Freitag, den 14ten Mai Nachmittags, hatte sie Probe mit ihrem kleinen Chor zu der für Sonntag angesetzten Musik. Da wurde ihr plötzlich am Klavier während des Begleitens unwohl, die Hände versagten den Dienst, sie wurde sprachlos und bald bewusstlos — ärztliche Hülfe war sofort bei der Hand; aber ohne Erfolg — um elf Uhr Nachts war Alles vorbei. Ein Bluterguss in's Gehirn hatte sie getödtet.

Im Gartensaal stand am Sonntag statt des Flügels der Sarg, in einem Wald der herrlichsten Blumen, namentlich Deckers hatten das Schönste geschickt, was ihre reichen Treibhäuser boten. Wilhelm Hensel machte sich an die traurige Arbeit, die ihm wohl nie so schwer geworden, die Züge der Todten in einer seiner schönsten Zeichnungen festzuhalten. Er hatte Alles verloren, sein wohlgeordnetes Familienleben war zerstört. In allen Lebenssphären, wo nicht die tägliche Arbeit auch das tägliche Leben fristen muss, wird fast immer der

Tod der Mutter eine unersetzlichere Lücke reissen, als der Tod des Vaters. Selten aber wird dies so fühlbar hervortreten als es hier der Fall war: Alle Geschäfte, die ganze Leitung des Hauses, die Vermögensverwaltung, die Erziehung des Sohnes, hatte sie besorgt, ihr Mann war in alle dem vollkommen unerfahren und lebte nur seiner Kunst. Aber selbst in diesem seinem Schaffen war ihr Einfluss auf ihn grösser gewesen, als er selbst es vielleicht ahnte; er war ganz zerrüttet, als sie ihm genommen war. Er, sonst der fleissigste, rastlos thätigste Mann, dem schöne Bestellungen Arbeit auf Jahre hinaus sicherten, der ein grosses Werk (ein Bild für den Thronsaal in Braunschweig) der Vollendung nahe hatte, hat in den nahezu fünfzehn Jahren, die er sie überlebte, eigentlich nichts mehr gemalt, an dem eben erwähnten Bilde nicht mehr einen Strich. Er, der sonst Abends förmlich aus dem Atelier getrieben werden musste, um sich einige Bewegung zu machen, dem, einen Brief zu schreiben, die unangenehmste, stets aufgeschobene Pflicht war, verbrachte jetzt die meiste Zeit ausser dem Hause oder mit Correspondenz. Die Zeitung hatte er sonst bei Tisch durchfliegen und um Politik sich wenig oder gar nicht gekümmert; jetzt bedeckten Journale seinen Tisch und er entwickelte in Vereinen und Versammlungen eine fieberhafte Thätigkeit. Eine Häuslichkeit hat er nie wieder gehabt.

Möge hier noch einmal der Eindruck der ganzen Persönlichkeit Fanny Hensels zusammengefasst werden: Sie war klein von Gestalt, und hatte — ein Erbtheil von Moses Mendelssohn — eine schiefe Schulter, was aber wenig zu sehen war. Das Schönste an ihr waren die grossen, dunkeln, sehr ausdrucksvollen Augen, denen man die Kurzsichtigkeit nicht ansah. Nase und Mund waren ziemlich stark, sie hatte schöne, weisse Zähne. Der Hand sah man die Ausarbeitung durchs Klavierspiel an. Sie war schnell und decidirt in ihren Bewegungen, das Gesicht war sehr lebendig, alle Stimmungen spiegelten sich auf demselben treu wieder; Verstellung war ihr unmöglich. Es merkte daher Jeder sehr bald, wie er mit ihr stand; denn so sicher sich die Freude über einen lieben, gern gesehenen Menschen sofort zeigte, so unheildrohend lagerten sich auch ge-

wisse Falten um Stirn und Mundwinkel, wenn eine ihr unsympathische Erscheinung sie verstimmte. Wenige können sich so intensiv über alles Schöne: schönes Wetter, schöne Menschen, schöne Talente, schöne Natur, freuen, wie sie es konnte. Frische Luft athmete sie tief und voll ein, und erklärte dies für einen der grössten Genüsse. Ebenso intensiv war allerdings ihr Aerger über alles Hässliche ihr Zorn über alles Schlechte. Gegen langweilige, fade, eitle und hohle Menschen war sie sehr intolerant, und hatte gewisse *bêtes noires*, gegen die sie ihre Antipathie durchaus nicht bemeistern konnte. Ihr Gesicht nahm dann wohl einen Ausdruck so tiefen Unglücks an, dass sie ihre Umgebung häufig dadurch in die grösste Heiterkeit versetzte, wenn die Ursache in so gar keinem Verhältniss zu der in ihr hervorgerufenen Stimmung stand. War diese verfliegen, so lachte sie wohl selbst darüber, und war doch das nächste Mal ebensowenig in Stande, sich zu bezwingen. Materielle Genüsse waren ihr ziemlich gleichgültig: gut Essen und Trinken, Bequemlichkeiten, Toilette, Luxus aller Art, waren nicht zu ihrem Leben nothwendig; wohl aber Umgang mit gebildeten, klugen Menschen, im kleineren Kreis, und Kunstgenüsse. Ihr Freiheitssinn wurzelte tief in ihrer Natur: gegen den Adel, und alle Prätensionen der Geburt und des Geldbeutels verhielt sie sich sehr zurückhaltend. Besuche und alle sogenannten „geselligen Pflichten“ waren ihr sehr lästig, und sie entzog sich denselben soviel als möglich. — Aber sie war die treueste und unerschütterlichste Freundin aller Derer, die sie für werth erachtet hatte, dem näheren Umgang anzugehören, und solchen gegenüber zu jedem Opfer fähig. —

Das war nun Alles zerstört; und die Plötzlichkeit des Schlages raubte den gänzlich Unvorbereiteten alle Fassung. Wie Felix immer in Freud und Leid das tiefste, richtigste Gefühl hatte, und ihm die schönste Form zu geben verstand, so auch diesmal. So war den Trauernden zu Muth, wie er ihnen damals schrieb:

„Wenn Dich meine Handschrift im Weinen stört, so thue den Brief weg, denn Besseres gibt es jetzt wohl nicht für uns, als wenn wir uns recht ausweinen können. Wir sind

glücklich miteinander gewesen, nun wird's ein ernstes, trauriges Leben. Du hast meine Schwester sehr glücklich gemacht, ihr ganzes Leben hindurch, so wie sie es verdiente. Das danke ich Dir heut, und so lange ich athme, und wohl noch darüber hinaus — nicht mit blossen Worten, sondern mit bitterer Reue darüber, dass ich nicht mehr für ihr Glück gethan habe, dass ich sie nicht mehr gesehen, nicht mehr bei ihr gewesen bin. Das wäre freilich mein Glück gewesen, aber damit war sie ja zufrieden. Mir ist heut noch zu betäubt, als dass ich ordentlich schreiben könnte, und doch vermag ich nicht von Frau und Kindern wegzugehen, auf die Reise zu Euch mit dem Bewusstsein, dass ich weder Hülfe noch Trost bringen kann. Hülfe und Trost — das Alles klingt ganz anders, als was ich seit gestern früh fühlen und denken kann. — Das ganze Irdische sieht uns anders aus, und wir wollen versuchen zu lernen uns einzuschränken, aber bis wir's gelernt haben, ist wohl auch unser Leben vergangen.

Verzeih, ich sollte anders zu Dir schreiben, aber ich kann nicht! brauchst Du einen treuen Bruder, der Dich von ganzem Herzen liebt, so nimm mich — ich werde gewiss besser werden, als ich war, wenn auch nicht so froh — aber was soll ich Dir sagen, Du lieber Sebastian? Es giebt ja nichts zu sagen und nichts zu thun, als das eine — Gott zu bitten, dass er uns ein reines Herz schaffe, uns einen neuen gewissen Geist gebe, vielleicht können wir hier auf Erden, und dann immer mehr, derer würdig werden, die das beste Herz und den besten Geist hatte, den wir je gekannt und geliebt haben. Gott segne sie, und zeige uns den Weg weiter. Keiner von uns kann den Weg sehn, und doch muss es wohl einen geben, denn Gott selbst hat uns ja diese Wunde für das übrige Leben geschlagen, und er möge sie wieder lindern. Ach, mein lieber Bruder und Freund, Gott sei mit Dir und mit Sebastian und uns drei Geschwistern.“ —

~~~~~

Der Sommer verging traurig. Felix und Paul mit ihren Familien trafen sich mit Hensel in der Schweiz und suchten

sich am Anblicke der unvergänglichen Natur wieder aufzurichten und zurecht zu finden. Es gelang nicht. Wer die Briefe von Felix nach dem Tode Fanny's liest, wer das tieftraurige, leidenschaftliche F-moll-Quartett hört, welches er im Sommer 1847 komponirte, wird sofort empfinden, wie anders der Ton lautet, wie zum Tode betrübt. Merkwürdigerweise fand er zuerst nicht in seiner eigensten Kunst wieder einigen Halt, sondern in der Malerei. Die Aquarellen, welche er von seiner letzten Schweizer Reise mit nach Hause brachte, zeigen einen ausserordentlichen Fortschritt gegen die früheren; in grösserem Massstabe angelegt, sind sie zwar ebenso liebevoll, sorgsam und sicher in der Zeichnung und der Beachtung der kleinsten Details, aber freier in der Behandlung, kräftiger, tiefer und harmonischer in der Farbe, mehr wirkliche Bilder, denen man den Dilettanten kaum noch anmerkt; kein Künstler hätte sich ihrer zu schämen brauchen.

Pauls und Hensel kehrten nach vierwöchentlichem Aufenthalt zurück, Felixens blieben bis zum September in der Schweiz. Allmählig wandte er sich auch der Musik wieder zu; grosse Pläne beschäftigten ihn. Ein — unvollendet geliebenes — Oratorium „Christus“, einige geistliche Kompositionen, instrumentale Sachen, einige Lieder — vor allem aber die Oper „Loreley“, für die Geibel ihm einen, ihn vollkommen befriedigenden Text geschrieben hatte. Es ist eigenthümlich tragisch, dass sein immer gehegter Wunsch eines guten Operntextes sich erst erfüllen sollte, als seine Lebensuhr zum letzten Schläge ausholte. —

Bei seiner Rückkehr nach Leipzig fanden ihn seine Freunde zwar gestärkt, geistig unverändert, am Klavier oder wenn das Gespräch auf Musik kam, voll Leben und Feuer. Aber solchen Augenblicken der Erregung folgte tiefe Niedergeschlagenheit; er war dann menschen scheu und liess sich selbst von Intimeren, Nächsteheuden nicht gern sprechen. Sein Aussehn war doch merklich verändert, er war gealtert, blass und abgESPANNT, er, der sonst rastlos und unermüdlich Thätige, konnte lange müssig sitzen und die Hände in den Schooss legen; sein schneller, elastischer Gang war schleppend und langsam geworden, und

seine Reizbarkeit gegen unangenehme Eindrücke übertrieben gross. Die Stadtluft bedrückte ihn, und er hegte eifriger als je den Plan, sich ganz von allen Geschäften loszumachen, und in einer schönen Gegend am Rhein sich anzusiedeln.

Ein Besuch von einer Woche in Berlin, und der Anblick von Fanny's Zimmern, die unberührt geblieben waren, — und unberührt blieben, bis das Haus verkauft wurde — regte ihn wieder heftig auf, und zerstörte die wohlthätige Wirkung der Schweizer Reise. Er entsagte der Leitung der Gewandhaus-Konzerte, gab die Direktion der Eliasaufführung in Berlin, welche für den 3. November 1847 geplant war, auf, und hielt nur den Gedanken, den Elias in Wien persönlich zu dirigiren fest; die Aufführung sollte am 14ten November stattfinden, und Jenny Lind darin mitwirken.

Am 9ten Oktober machte er einen Morgenspaziergang mit Moscheles und seiner Frau, seine anfänglich sehr trübe Stimmung besserte sich, er wurde fast heiter. Nachmittags begab er sich zu Frau Frege, mit der er die Auswahl und Reihenfolge eines neu herauszugebenden Heftes Lieder besprechen wollte; in solchen, anscheinend nebensächlichen Dingen war er ebenso sorgfältig und gewissenhaft, wie in allem Grösseren. Eins derselben, das „Nachtlied“, war zum Geburtstag für seinen Freund Schleinitz am 1sten Oktober geschrieben, und ist wohl Felix' letzte Komposition; er äusserte noch zu Frau Frege, es sei zwar ein wunderliches Geburtstagsgeschenk, aber er liebe es sehr, es gebe seine Stimmung wieder, er fühle sich so öde.

Frau Frege sang ihm die Lieder mehreremal vor, er wünschte noch einiges aus dem Elias zu hören, sie ging hinaus, um Licht zu holen, und fand ihn bei ihrer Rückkehr in's Zimmer auf dem Sopha frierend, mit kalten, steifen Händen und heftigen Kopfschmerzen. Er erholte sich zwar genug, um nach Haus gehen zu können, aber es war doch der Anfang des Endes. Die Anfälle wurden stärker und stärker; Paul reiste nach Leipzig an sein Krankenlager, und war Zeuge des letzten, entscheidenden Anfalls, der ihm am 3ten November traf und am 4ten Morgens seinem Leben ein Ende machte.

In Leipzig war die Theilnahme der ganzen Bevölkerung

während der Krankheit und nach dem Tode eine selten allgemeine, nicht als ob ein Fremder gestorben sei, sondern als ob es sich um einen nahen, lieben Verwandten handle, so trauerte Jeder. Bei der Leichenfeier am 7ten November in der Pauliner-Kirche in Leipzig trugen Moscheles, David, Hauptmann und Gade die Zipfel des Leichentuchs. Abends wurde der Sarg nach der Bahn gebracht, und in der Nacht nach Berlin übergeführt. In Köthen empfing ihn der dortige Gesangverein, in Dessau liess es sich der greise Friedrich Schneider nicht nehmen, durch ein Abschiedslied das Andenken des Verstorbenen zu feiern.

Felix liegt auf dem Dreifaltigkeitskirchhof in Berlin neben seiner Schwester Fanny bestattet. —



Die folgende Schilderung von Felix persönlicher Erscheinung ist im Wesentlichen den Erinnerungen eines seiner intimsten Freunde John Horsley entnommen, mitgetheilt in *A Dictionary of Music and Musicians*, herausgegeben von G. Grove, dem die 2te Auflage dieses Buchs viele werthvolle Verbesserungen verdankt.

Felix Mendelssohn war klein und schlank gebaut, von geschmeidiger Gestalt und sehr behend und lebhaft. Sein Aussehn war brünett, von entschieden jüdischem Typus, das Gesicht ungewöhnlich beweglich und von ewig wechselndem Ausdruck. Dies mag, nebenbei gesagt, auch der Grund sein, warum alle Portraits von ihm nicht gelungen sind; das einzige wirklich gute Bild ist das auf dem Todtenbett von Wilhelm Hensel gezeichnete, von dem eine Photographie den Felixschen Briefen beigegeben ist. — Voll von Heiterkeit und Leben war sein Gesicht, namentlich wenn er erregt war, und von einem unverkennbar genialen Zug. Er hatte einen frischen Teint mit ziemlich viel Farbe, schwarzes, dichtes, aber sehr feines Haar, welches er in natürlichen Wellen von der hohen, sehr entwickelten Stirn zurückgekämmt trug. Gegen das Ende seines Lebens war das Haar indessen stark mit Grau

gemischt, und er fing an kahl zu werden. Der Backenbart war sehr dunkel, Kinn und Oberlippe glattrasirt, und bläulich von der Stärke des Bartes. Der Mund war ungewöhnlich fein und ausdrucksvoll, meist mit einem freundlichen Lächeln in den Mundwinkeln. Er hatte schöne weisse, regelmässige Zähne, aber das Frappanteste in seinem Gesicht waren die grossen, dunkelbraunen Augen. In der Ruhe senkte er oft die Augenlider, wegen seiner Kurzsichtigkeit; aber sobald seine Augen sich belebten, gaben sie dem Gesicht ausserordentlich viel Feuer, und hatten einen selten schönen Ausdruck. Wenn er improvisirte, oder sonst stark erregt war, erweiterten sie sich, die braune Iris bekam dann einen dunkeln fast schwarzen Glanz. Er lachte oft und herzlich, und hatte einen sehr entwickelten Sinn für alles Komische; wenn ihn etwas besonders belustigte, konnte er sich förmlich vor Lachen krümmen, und schüttelte dann seine Hand im Gelenk in einer eigenthümlichen Weise, um seiner Lustigkeit Nachdruck zu geben. Bei lebhafter Zustimmung nickte er heftig mit dem Kopf, sodass ihm das Haar in's Gesicht fiel. Ueberhaupt war sein Körper fast ebenso ausdrucksvoll, wie sein Gesicht. Die Hände waren klein, mit spitzen Fingern. Auf den Tasten erschienen sie fast wie selbständige und intelligente Wesen, voll Leben und Gefühl. Sein Benehmen beim Klavierspiel war ebenso frei von Affektation, wie Alles andre was er that, und war sehr fesselnd. Zu Zeiten, besonders an der Orgel, beugte er sich stark über die Tasten, als lauschte er auf die Melodien, die unter seinen Fingern entstanden; mitunter wiegte er sich hin und her, aber gewöhnlich war sein ganzer Vortrag ruhig und gesammelt. Aeusserst interessant war er als Dirigent, gefürchtet, aber noch viel mehr geliebt. Sein sehr feines Ohr ermöglichte ihm, nicht nur die Instrumentengattung, sondern den einzelnen Spieler herauszuhören, der einen Fehler gemacht hatte, und so streng sein Tadel sein konnte, wenn, was allerdings nicht oft vorkam, Lässigkeit oder gar böser Wille vorhanden war, so ermunternd und erfreuend war sein gern gespendetes Lob bei gutem Gelingen; die Freude war ihm dann auf dem Gesicht zu lesen. —

Nicht weniger bemerkenswerth als sein Gesicht war sein Wesen. Die, welche es kannten, schildern es als besonders gewinnend, ja einschmeichelnd gegen Menschen, die er liebte. Aber auch ausserhalb dieses engsten Kreises war er äusserst einnehmend, und so hingebend er von den Seinigen geliebt wurde, so hat es gewiss nicht viel Menschen gegeben, die nach ausserhalb weniger Feinde hatten, als er. Die grosse Bewunderung, welche zwei so verschieden geartete Menschen wie Schumann und Berlioz, die ihn beide genau kannten, für ihn äusserten, zeigt uns, was für eine Basis von wahrer Güte seiner Liebenswürdigkeit zu Grunde lag. „Seine Sanftheit und Weichheit“, sagt einer seiner englischen Freunde, „hatten keine der schlechten Seiten, die sich oft bei diesen Eigenschaften finden, nichts weibisches oder krankhaftes. Es war eine Menge Mannhaftigkeit in seinen kleinen Körper gepackt.“ — In der That konnte er, wenn es nothwendig war, sehr zornig werden. Niedrigkeit oder Betrug oder unwürdiges Benehmen irgend einer Art reizte seinen Zorn augenblicklich. Er konnte dann plötzlich Feuer fangen und sich auf dem Absatz herum drehen, in einer durchaus nicht misszuverstehenden Weise; überraschend genug für Solche, die nur seine sanfteren Seiten kannten. Gegen Gedankenlosigkeit, Nachlässigkeit und Bornirtheit war er sehr intolerant, und in solcher Art gereizt sagte er Dinge, deren Stachel noch lange nachher fühlbar gewesen sein muss, und welche er selbst bald bereute. Aber dies waren seltene Fälle; in der Regel erwarb ihm der Zauber seiner Persönlichkeit Freunde, und sicherte ihm deren Beständigkeit. Und für Menschen, die er wirklich liebte, konnte es kaum einen bessern Freund geben. Die veröffentlichten Briefe an Webern, Verkenius, Klingemann, Schubring, Hiller, Moscheles zeigen eine wahre und warme Zuneigung, wie man sie selten trifft, welche ihn aber nie verleitet, in irgend einem ihm wichtig erscheinenden Punkt seine eigne persönliche Meinung fallen zu lassen. Immer war er bereit, Talent und Fleiss zu ermuthigen, und die Fälle von Taubert, Eckert, Gade, Joachim, Rietz, Naumann, Hiller und dem anonymen Studenten, dessen Sache er so warm bei dem

König von Preussen vertrat, zeigen, wie eifrig er immer war, die besten Interessen derer zu fördern, welche er solcher Förderung für würdig hielt. Aber es waren nicht bloss Genossen seiner Kunst, denen seine Hülfeleistung sicher war; Stand und Lebensstellung spielte hierbei keine Rolle für ihn. Für einen einfachen schweizer Gebirgsführer verwendete er sich lebhaft, gute Dienstboten und tüchtige Handwerker waren seiner thätigen Hülfe stets sicher; seine Beliebtheit bei sogenannten „kleinen Leuten“ war eine ausserordentliche. Wie Kinder an ihm hingen, welches Fest es war, wenn er in Berlin erschien, und trotz aufreibender Arbeiten immer Zeit hatte, wenn irgend ein, noch so anspruchsvoller, kindischer Wunsch zu erfüllen war, dessen gedenkt der Verfasser dieses Buchs mit dankbarer Rührung.

Halten wir noch einen kurzen Ueberblick auf den weiteren Lebenslauf der anderen, in diesen Blättern Vorkommenden — viel anders, als eine Gräberschau, ist kaum zu berichten.

Die Erste, welche aus dem Leben schied, war Cécile, die Wittve Felix Mendelssohns. Sie lebte noch beinahe sechs Jahre, sehr still und zurückgezogen, bald in Berlin, bald in Frankfurt am Main, ihrer Vaterstadt, sich freuend an den herrlich blühenden Kindern, und ihrer Erziehung alle ihre Kräfte widmend. Der Keim zu der zerstörenden Krankheit, der sie erlag, war wohl schon lange vorhanden; nach Felix' Tode machte die Schwindsucht schnelle Fortschritte; sie starb am 25sten September 1853 in Frankfurt an einem Sonntag, da es gerade Mittag läutete, und liegt auf dem dortigen schönen Kirchhof, mit dem Ausblick auf das blühende, herrliche Land und das Taunusgebirge, begraben.

Dirichlets verliessen im Herbst 1855 Berlin, und siedelten nach Göttingen über, wo er den verwaisten Lehrstuhl von Gauss erhielt. Dirichlet war stets ausserordentlich freisinnig gewesen; an der politischen Bewegung betheiligte er sich lebhaft und Rebecka sympathisirte vollkommen mit seiner Auffassung der Dinge. Beide kamen dadurch in starke Opposition gegen den reaktionären Zustand Preussens der funfziger Jahre, die Lehrthätigkeit an der Universität, namentlich aber an der

Kriegsschule wurde ihm sehr verleidet, und er folgte dem ehrenvollen Ruf nach Göttingen mit Freuden, um sich aus Verhältnissen loszumachen, die sehr unerquicklich geworden waren.

Die Verwandten sahen diese Uebersiedelung sehr ungern: abgesehn von dem unersetzlichen Verlust des täglichen Umgangs bezweifelte man, ob den Wegziehenden selbst ihre Hoffnungen sich erfüllen, ob sie nach der lebenslangen Gewöhnung an das grossstädtische Leben sich in dem kleinen engumfriedeten Dasein glücklich fühlen würden. Dieser Zweifel erwies sich als ungegründet: die wenigen Jahre, welche Dirichlets noch zu leben vergönnt war, vergingen ungetrübt glücklich. Er fand einen Kreis ihm zusagender Collegen, eine verständnisvolle Zuhörerschaft, und arbeitete glücklich und erfolgreich; sie fühlte sich in dem Haus und Garten, welches sie sich gekauft hatten, sehr behaglich, und ihre Briefe athmeten Freude und Zufriedenheit; zuweilen läuft auch wohl eine kleine, gutmüthige Spötterei über die Verhältnisse der kleinen Stadt mit unter; so schreibt sie einmal an ihren Neffen Sébastian Hensel: „Von Theilung der Arbeit wissen sie hier noch nichts, vom Hofrath (das Höchste auf Erden) bis zum Schuhflicker hat Jeder sein Stückchen Feld, und arbeitet Vormittags Acker, Nachmittags räth er Hof oder flickt Schuhe. Ich erlebe noch, dass ich auch meine Kartoffeln buddele.“ — Sie wurde bald der Mittelpunkt einer angenehmen Geselligkeit: „Vorgestern“, schreibt sie an denselben, „haben wir unsern sechzig intimsten Freunden die Heimkehr vorgesungen. Der dicke Bodemeier mit seinem vortrefflichen Bass hatte mich dazu begeistert, und es fiel sehr gut aus; die Ensemblestücke gingen so hübsch, und das Ganze hatte solchen Zug und Leben, dass es mir selbst Vergnügen gemacht hat. Bodemeier Kauz wirklich prächtig, mit soviel gesundem und gutmüthigem Humor, soviel musikalischem Verständniss und so sehr schöner Stimme. — Beim Nachtwächter-Lied habe ich manche Thräne geweint, — das versteht Niemand ausser Dir. Die kleinen Soli im Chor, die beiden Siebold'schen Mädchen, was zweitens sehr hübsch aussah und erstens auch allerliebste klang. Zuletzt Abendbrod und zwei Kardinalbowlen und ungeheure Dankbarkeit, ausgedrückt durch

furchtbares Essen und Trinken, und mehrere Professorentoaste: Wirthe, Gäste, Sänger, Musik, alles Mögliche. Die Proben waren das Netteste, wie die Musik ihnen so einging, und lieb wurde, und wie wir dabei so gut Freund wurden. Ein Student Walter, der den Schulzen singen sollte, nahm es bei der ersten Probe offenbar übel, dass er nur einen Ton zu singen hatte; bei der zweiten wurde ihm aber sein Standpunkt klar, besonders weil ich ihm versicherte, die Rolle hätte immer den grössten Effekt gemacht, und er machte seine Sache vortrefflich. „Lasst mich den Löwen auch spielen“, fehlte natürlich auch nicht, sowie „Stichwörter und den ganzen Plunder“; es war sehr hübsch, und ich fühle mich ordentlich zu Hause hier, seit hübsche Musik bei uns gemacht ist. Ja, ja! Wir füttern die Leute mit Brosamen unsrer alten Herrlichkeit.“

Sofort nach Fanny's Tode hatte sich Rebecka ihres verwaisten Sohnes angenommen, was für ihn um so nöthiger war, als sein Vater sich, wie oben erwähnt, nicht wieder eine Häuslichkeit schuf. Sie ersetzte ihm die verlorene Mutter in dem Unersetzlichen, in der aufopfernden mütterlichen Liebe, und machte keinen Unterschied zwischen ihren eigenen Kindern und dem angenommenen. Nur wer ihr so nah stand, konnte wissen, was diese für kalt gehaltene Frau für ein reiches und weiches Gemüth hatte.

Im Herbst 1858 besuchte Sebastian Hensel mit seiner jungen Frau Dirichlets in Göttingen zum letzten Mal, und verlebte vier Wochen in ihrer behaglichen Häuslichkeit. Ganz besondere Freude musste man an Dirichlets Mutter haben, die im neunzigsten Lebensjahre eine seltene Frische und Rüstigkeit zeigte; sie machte die angestrengtesten Bergparthien mit, war sehr entrüstet, wenn Jemand ihr beim Klettern den stützenden Arm bot, war thätig und geschäftig im Haus und Garten und betheiligte sich noch Abends an einem ab und zu improvisirten Tanz.

Nichts liess beim Abschied ahnen, dass ein jähes Ende sowohl Rebecka als Dirichlet bevorstände: er war in den Ferien nach der Schweiz gereist. Er kehrte todtkrank an einem plötzlich aufgetretenen Herzleiden zurück.

Rebecka pflegte ihn aufopfernd und hatte die Genugthuung, ihn bald auf dem Wege zur Besserung zu sehen, — da starb sie selbst ganz plötzlich ohne vorhergegangene Krankheit in derselben Weise wie ihre beiden Geschwister am Gehirnschlag, am 1sten December 1858. Die Aufregung und der Schreck verschlimmerten den Zustand ihres Mannes derart, dass jede Hoffnung auf Genesung aufgegeben werden musste; er folgte ihr am 5ten Mai 1859 nach.

Wie zerstört das Leben Wilhelm Hensels nach Fannys Tode war, ist schon gesagt worden, und wie auch er der Signatur der Zeit „Politik“ verfiel. Leider war es ihm nicht vergönnt, die grosse Zeit Deutschlands zu erleben, sondern nur die kleine Preussens. Ohne recht eigentlichen Inhalt verfloß ihm das Leben in Erinnerung an die Verlorene und in aufopfernder Hilfsbereitschaft für Andere. So wurde auch sein, von ihm selbst längst ersehntes Ende herbeigeführt durch eine Verletzung, die er sich bei der Rettung eines Kindes, das in Gefahr schwebte, überfahren zu werden, zuzog. Er starb am 24sten November 1861, er liegt neben Fanny begraben.

Paul und seine Frau Albertine überlebten die andern lange. Es ist in diesen Blättern weniger von ihm die Rede gewesen, als von den Geschwistern; das entsprach nicht sowohl seinem etwa geringeren Werth, als der durchaus stillen, wenig hervortretenden Art seines Wesens. Unzählig aber sind die Werke der Liebe und Wohlthätigkeit, die er ausführte im Sinne des schönen Spruchs: dass die Linke nicht wissen solle, was die Rechte thut; er wetteiferte hierin mit seinem Vetter Alexander, dem Sohn von Joseph Mendelssohn, mit dem er auch im Beruf — sie waren lange Jahre hindurch die Chefs des gleichnamigen Bankhauses — eng verbunden war. Junge, aufstrebende Talente, begabte, aber nicht ihrem Werth entsprechend anerkannte Künstler, in Noth gerathene, tüchtige Menschen jedes Standes, alle Werke der Mildthätigkeit fanden an ihnen grossartige, ganz und voll stützende Freunde und Helfer. Beider Grundsatz war es, wenn sie unterstützten, so zu unterstützen, dass eine Existenz wieder lebensfähig wurde, dass kein Stück- und Flickwerk entstand. — Vor allen Dingen wurde Paul der Vormund und

Vater der nach und nach verwaisten Kinder seiner Geschwister, und der sorgsame und pflichteifrige Wahrer ihrer Angelegenheiten. Die Söhne Felix' nahm er in sein Haus auf, während die Töchter in der Obhut der würdigen und trefflichen Frau Jeanrenaud, der Mutter von Cécile, verblieben. Die Tochter von Rebecka verlebte ebenfalls mehrere Jahre in seiner Familie. Nicht am wenigstens fand Sebastian Hensel an ihm einen stets bereiten Freund und Berather in allen wichtigen Angelegenheiten seines Lebens.

Da Paul allem in die Oeffentlichkeit treten abhold war, so ist es ihm doppelt hoch anzurechnen, dass er es über sich gewann, mit der Herausgabe der Felix'schen Briefe vorzugehen, und dadurch so ausserordentlich viel zur Richtigstellung des allgemeinen Urtheils über diesen beigetragen. Der recht bedeutende Ertrag der Briefe wird zu Unterstützungen verwendet.

Leider war Paul ein Erbtheil der Familie versagt, der schnelle schmerzlose Tod. Nach langen, schweren Leiden endete sein Leben am 21sten Juni 1874. Seine Gattin folgte ihm am 17ten Juli 1879 nach.

Die Worte, welche Felix am 7ten Juli 1847 an Rebecka geschrieben hatte: „Ein grosses Kapitel ist nun eben aus — und von dem nächsten ist weder die Ueberschrift, noch das erste Wort bis jetzt da. Aber Gott wird es schon recht machen; das passt an den Anfang und den Schluss von allen Kapiteln,“ — diese Worte hatten nach Felix' Tode für die Familie eine noch tiefere, ernstere Bedeutung gewonnen. Das Kapitel, das Leben, wie es bis dahin geführt worden war, es war allerdings für die Mendelssohn'sche Familie aus, und für immer; mit Fanny und Felix war das frohe, künstlerische Element schnell dahin gerafft. Aber auch für alle Deutschen war mit dem Jahre 1847 ein Kapitel aus und die Ueberschrift des nächsten lautete: Politik.

Was wir erlebt, es ist weltbekannt und gehört nicht in den Rahmen dieses Buchs. Wir besitzen ein einiges und geachtetes Vaterland, wir haben das Höchste errungen, was dem

Menschen auf Erden beschieden sein kann, wir haben in einer grossen Zeit gelebt. Aber dennoch blicken die Nachkommen der Mendelssohn'schen Familie mit wehmüthiger Rührung auf die ewig verschlossenen Pforten des Paradieses ihrer Jugend und auf die Freuden jener Zeiten zurück, die so nie wiederkehren werden, nie wiederkehren können.

